

Jens Anker arbeitet seit über zwanzig Jahren als Redakteur bei verschiedenen Tageszeitungen in Berlin. Für den »Tagesspiegel«, die »Berliner Morgenpost« und »Die Welt« verfolgte er unter anderem die Prozesse gegen das DDR-Politbüro, den Kaufhauserpresser Dagobert, den siebenfachen Mörder Thomas Rung und den sogenannten Hoyzer-Prozess um manipulierte Fußballspiele. 2011 wurde er mit dem 1. Wächterpreis des Bundesverbandes der deutschen Zeitungsverleger für die Aufdeckung des Missbrauchskandals in der katholischen Kirche ausgezeichnet. Nach dem Doku-Drama »LaBelle – Anatomie eines Terroranschlags« (Berlin, 2002) ist »Schatten über Moabit« sein Krimi-Debüt.

JENS ANKER

# Schatten über Moabit

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Anja

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: [photocase.com/time](http://photocase.com/time).  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Lothar Strüh  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2015  
ISBN 978-3-95451-708-4  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## EINS

Und dann ist mir Staatsanwalt Strunz vor die Füße gefallen.

Den ganzen Tag über hatte ich mich durch dicke Pappordner gewühlt. Draußen kochte die Sonne die Stadt gar. Sie hatte ein Zelt aus Hitze aufgestellt. Ich saß im stickigen Amtszimmer und wälzte Akten. Das, was sie einem Azubi so gaben. Scheißfälle, in denen alles klar war. Kleine Raubüberfälle, bei denen nicht ganz so doll Vollidioten komplette Vollidioten überführten. Tausend nichtssagende Zeugen, eine kleine Gang, ein paar Waffen waren vielleicht auch im Spiel, jede Menge Spuren. Und vor allem jede Menge Uniformierte, die alle Zeit der Welt hatten, auch das letzte Fitzelchen des Universums nach den Regeln der polizeilichen Kunst durchzuackern. Die Juristen saßen dahinter und drehten am Rad. Oder am Mühlstein. Oder führten den Taktstock. Oder machten sich wichtig. Das kann jeder sehen, wie er will.

Ich bin Jurist. Fast. Nach all dem Quatsch an der Uni muss ich mich in der Praxis bewähren. Und drei Monate lang in der Staatsanwaltschaft hocken. Das ist so Sitte bei den Rechtsleuten. Vorher darf niemand die Robe umwerfen und sein eigenes Ding drehen. Beim Gericht war ich vorher. Hinterher geht's zu den Anwälten. Keiner weiß mehr so genau, warum das so ist, aber geändert hat sich seit hundert Jahren nichts. Alles bleibt wie immer. So ist das hier.

Jedenfalls hab ich Strunz' letzten Meter im Zeitraffer erlebt. Der Körper huschte wie ein Schatten im Augenwinkel vorbei. Er schlug auf. Es gab keinen Schlag. Nur ein Knirschen. Strunz wollte diesen Aufprall nicht akzeptieren, schien mir. Sein Körper ploppte auf den Boden – und sprang wieder auf. Dabei stellte er seine Glieder in Winkel, die er ein paar Sekunden früher sicher selbst nicht für machbar gehalten hätte. Der rechte Arm verschwand hinterm Rücken, der linke stach in die Höhe, und die Beine schossen gegen die schöne Kuppel der Eingangshalle des Gerichts, als ob sie gegen die Gesetze

der Schwerkraft da oben einen Breakdance aufführen wollten. Hände und Füße gingen dieses Wagnis offenbar nicht ein. Die Finger taten alles, um die Verrenkungen auszugleichen, die Füße zeigten in spitzem Winkel gegen den Boden. Strunz kam mir in dieser Phase seines Daseins sehr komplex vor. Kurz vor dem Ende zwirbelte er sich noch einmal halb um die eigene Achse. Ich glaube, er rang um die letzte Ordnung in seinem Leben, wie es sich für einen Oberstaatsanwalt gehörte, bevor er sich zur vorletzten Ruhe direkt vor mir auf die kalten Kacheln der Halle verteilte.

Die Polizei nennt das Fundort. Ich nenne das eine Schweinerei.

Wäre ich ein paar Sekunden früher gegangen, hätte mich die Sache überhaupt nicht berührt. Ich kannte diesen Strunz gar nicht. Ich wäre draußen gewesen, hätte mich aufs Rad gesetzt und wäre durch den nahenden Abend nach Hause geradelt. Vielleicht hätte ich später mit Moritz noch ein paar Bier getrunken, um meinem muffigen Justizalltag für ein paar Stunden zu entkommen. Moritz hatte es auch nicht leicht. Er hatte Germanistik und Sport studiert und machte sein Referendariat. An einer Hauptschule. Wir hätten geredet, getrunken, das Schlechte der Welt beklagt und den Mädchen zugesehen, wie sie herbei- oder davonradelten. Nichts weiter. Ein schöner Abend im Sommer, an dem wir dem Alltag den Stinkefinger gezeigt hätten. Ich wäre am nächsten Tag ins Kriminalgericht gekommen, noch ein bisschen besoffen vielleicht, und hätte mir die Geschichte angehört.

*»Hast du schon gehört, Beierlein? Der Strunz ist gestern von der Empore gefallen.«*

*»Nee.«*

*»Der is einfach so runtergeklatscht. War sofort tot. Wahrscheinlich die Russenmafia, sagt Schumann. Der sitzt doch gerade bei den organisiert Kriminellen. Und unten hat er noch fürchterlich gezuckt. Im Todeskampf.«*

*»Hast du's gesehen?«*

*»Nee, aber der Schneider. Der ist immer überall dabei. Stell dir das mal vor.«*

Ich musste es mir nicht vorstellen. Strunz. Bumms. Mir vor die Füße. Der Tag war gelaufen.

Dabei war die Halle des Kriminalgerichts ein ganz schöner Ort, um zu sterben. Besser jedenfalls als irgendeine Kreuzung, auf der ein volltrunkener Autofahrer nachts Maß nahm und dann, nach seinem Volltreffer, in der Dunkelheit verschwand. Oder ein Krankenhaus, in dem man zwischen Dutzenden anderen am Fließband kreperte.

Die Halle des Moabiter Kriminalgerichts war groß und würdig. Sofort hinter dem Eingangstor versiegte der Lärm, der von der Turmstraße kam. Auch wenn viele Leute da waren, blieb es still. Hinter der Sicherheitsschleuse öffnete sich die Halle wie eine geheime Grotte. Der Architekt hatte darauf gezielt, allen Gästen des Hauses ihre Kleinheit im Angesicht der Größe des Gerichts vor Augen zu führen. Obrigkeitsarchitektur heißt das wohl. Heute hatten die Besucher kein Verständnis mehr für so etwas. Sie klagten über die weiten Wege und das Wirrwarr der Flure: Wer soll denn da pünktlich zum Urteil erscheinen, wenn niemand weiß, wo Zimmer C 672 liegt? Hunderte, manchmal Tausende Menschen drängten morgens in den kalten Bau, um ihren Teil dazu beizutragen, der Gerechtigkeit hinterherzujagen. Manchmal gelang es. Manchmal nicht. Richter, Staatsanwälte, Verteidiger, Beschuldigte, Zeugen, Angehörige, Wachtmeister, Justizfachangestellte, Putzfrauen, Kantinepersonal, Zuschauer und Polizisten – sie alle kreuzten ihre Wege, verschwanden in den Gängen, tauchten wieder auf, lachten, schimpften, schwiegen. Die heilige Justitia konnte ihnen auch nicht weiterhelfen. Sie hatte ja verbundene Augen.

An der Stirnseite schloss sich eine gewaltige Treppe an, die in alle Richtungen und in die oberen Stockwerke führte. Von der ersten Galerie aus ließ sich das Treiben am Eingang gut beobachten: die Menschen, wie sie in Erwartung eines Fehlurteils reinkamen oder wie sie, je nachdem, ob bestraft oder freigelassen, niedergeschlagen bis wütend oder glücklich wieder rausgingen. Von ganz oben aus verschwamm die Wahrnehmung. Da krabbelten die Leute dort unten nur noch

rum. Hin und her. Sie verloren ihre Eigenarten. Die Glatze des Oberverwaltungsassessors Krüger blitzte genauso wie die des fiesen Zuhälters Schumann. Vielleicht rannte da nur einer der Wichtigtuere vorbei. Oder es war ein ganz Alter, der sich, weil es regnete, draußen 'ne Haube aufgesetzt hatte. 'ne schwarze Tüte.

Hier oben stand ich oft und rauchte eine Zigarette. Oder zwei. Meistens war nichts los, doch das Kommen und Gehen da unten beruhigte mich. Ich sah die Menschen, nicht die Schicksale. Die gingen mich nichts an, trotzdem musste ich darüber in den muffigen Akten lesen. Ohne es zu wollen, erfuhr ich Dinge über die Frauen und Männer in diesen Hallen. Ob der Hans seine Hilde schon länger schlug; wie viel der Otto so am Tag soff; ob der Kinderschänder Heiner auch nebenbei noch wuchste. Alles Sachen, die mich nichts angingen. Die ich nie wissen wollte. Weil ich die Menschen nicht kannte. Wie sollte ich auch? Ich kannte ja nicht einmal mich selbst. Also rauchte ich hier oben und betrachtete die Leute wie in einem Film.

Von hier irgendwo muss der Oberstaatsanwalt jedenfalls seinen Abgang gemacht haben. Vielleicht ist er selbst gesprungen. Vielleicht hat jemand nachgeholfen.

Seine Sache.

Und plötzlich auch meine.

Und für die Justizniks natürlich ein dolles Ding.

Ich war gerade dabei, den Wahnsinn um mich herum zu begreifen, als die Wachtmeister vor mir standen. Sie blickten böse in der Gegend herum und hofften auf jemanden, der ihnen sagte, wo es langging.

Aber es kam keiner. Zuerst sahen sie Strunz an, dann mich und schließlich in die Richtung, aus der er geflogen gekommen sein musste. Das half nicht. Also sahen sie noch mal in die Runde. Und entschieden sich dafür, mich finster ins Visier zu nehmen. Es war ja sonst keiner da. Außer Strunz.

»Alarm!«, rief einer. Das hörte ein anderer, der an der Eingangskontrolle saß und auf das rote Knöpfchen unter der

Sichtblende drückte. Im ganzen Haus rasselte es sofort los. Ein Klang, den ich noch aus meiner Schulzeit kannte: große Pause. Und wie damals ging sofort das hibbelige Gerenne los. Die Wachtmeister und alle anderen Hausangestellten – Putzfrauen, Richter, Verteidiger, Schreibkräfte, Protokollführerinnen, Sekretärinnen und natürlich Staatsanwälte – kamen aus allen Richtungen herbeigehetzt. Als wenn es darum ging, im Hof als Erster auf der großen Schaukel zu sitzen. (Insider wissen, dass gleichzeitig alle Türen des riesigen Gerichtsgebäudes verschlossen wurden. Keiner konnte rein oder raus.)

Mir dämmerte, dass sich dieser Strunz an diesem Nachmittag entscheidend in mein Leben eingemischt hatte. Seine Hülle lag zermatscht auf den Kacheln. Das Blut lief in die geschwungenen Initialen »KCG«, die für Königliches Criminal-Gericht standen und in jede Kachel eingraviert waren. Wer wusste, wo Strunz jetzt wirklich war? Ich stand daneben. Und ringsum glotzten sie uns an.

Der Strunz war so hinüber, dass keiner auch nur auf die Idee kam, von der grotesken Szene abzulenken und vorzutäuschen, sich um den Staatsanwalt zu kümmern. Sie standen im Kreis, mittendrin Strunz und ich.

Endlich kam die Polizei. Sie deckten Strunz zu, sperrten die Halle ab und brachten mich hoch.

So ein Skandal war für Juristen im Grunde genommen undenkbar. Ein Beamter auf Lebenszeit fiel nachmittags buchstäblich vom Himmel. So etwas war im Beamtenrecht nicht nur nicht vorgesehen, sondern auch ein einmaliger Vorgang. Juristen sind schon schlimm, aber Juristen, die in einer Behörde Karriere machen, sind speziell. Sie sind Menschen auf ferngesteuerten Rädern. Wenigstens das hatte ich in meiner Ausbildung kapiert.

Also erzählte ich alles. Von unserer Seite aus fand sich so schnell niemand, der seinen Kopf hinhalten wollte. Die Zuständigkeit war ja noch nicht geklärt. Und was für die Geistlichen die heilige Dreieinigkeit ist, das ist für den Juristenbeamten die Zuständigkeit. Es ist schlichtweg nicht vorstellbar, dass jemand die Initiative ergreift, ohne zuständig zu sein.

Die Jungs von der Polizei sehen das nicht so eng. Da ist jeder zuständig, der dem Verbrechen gerade ins Auge sieht.

Am liebsten hätten sie mich gleich hopsgenommen. Ein toter Oberstaatsanwalt. Ein Azubi daneben. Das stank. In der Dauerfehde zwischen Polizei und Justiz witterten sie einen schnellen Knock-out. Am Ende sahen sie ein, dass ich Strunz nicht gleichzeitig oben runtergeschubst und unten in Empfang hätte nehmen können, und ließen von mir ab.

Außer mir gaben nur noch ein paar Wachtmeister ihren Senf zur frisch eröffneten Akte. Der Rest war Angelegenheit des Spuretrupps.

Es war dunkel, als ich das Gericht verließ. Vielleicht halb elf.

\*\*\*

Am nächsten Morgen lagen die Flure verlassen wie immer da. Auch die Halle strahlte ihre verlässliche Stille aus. Die Kripo hatte die ganze Nacht gearbeitet. Nichts war mehr abgesperrt, kein Tröpfchen Blut hing zwischen den feinen Rillen der Kacheln.

Gut so.

Ich sah mich um. Morgens schien mir das Licht in der Halle heller, weißer, durchsichtiger. Am Nachmittag schlich sich eine bläuliche, leicht staubige Kälte ein. Die Treppe schlug Schatten. Die Symmetrie des Raumes ging flöten. Vielleicht lag es daran, dass hier im Lauf eines Tages so viele Lügen und Dreck durchwaberten.

Ich stieg die Treppe hinauf. Mein Zimmer lag am Ende des großen Querflures im zweiten Stock. Es trug die stolze Nummer 306. Das hatte mir von Beginn an gefallen. Weil es so unauffällig zwischen der 305 und der 307 lag. Früher war mein Zimmer wahrscheinlich eine kleine Besenkammer gewesen. Oder die Ankleide des Oberamtsgerichtsdirektors. Oder es war ein kleines Folterzimmerchen. Im Namen der Gerechtigkeit natürlich. Mit dicken Wänden, damit es nicht so lärmte. Und unauffällig, damit die Ankläger nicht so weit zum plötzlich Geständigen laufen mussten.

Jetzt war es jedenfalls das Zimmer für den Azubi. Ich konnte mit meinen ausgestreckten Armen die beiden Seitenwände berühren. In der Länge hatte es vielleicht vier Meter. Ein Schrank stand rechts an der Wand. Ich hatte keine Ahnung, was darin aufbewahrt wurde. Der Schlüssel fehlte. Vor dem Fenster stand der Schreibtisch. Links hing ein Poster, das von früher stammte. Ich kannte es noch aus meiner Kindheit: Eine Blondine machte auf einem Motorrad Werbung für die Polizei. Sie trug Ringelsöckchen und Hotpants. In ihrer linken Pobacke steckte ein Dartpfeil. Die Polizei – ein Volltreffer, wollte das Plakat wohl mitteilen.

Das Tolle daran war, dass irgendjemand einen echten Pfeil in die Backe gebohrt hatte, der da bestimmt schon ein Jahrzehnt steckte, so verstaubt ragte er heraus. Ich ließ ihn drin und hoffte, dass auch mein Nachfolger ihn stecken lassen würde. So waren wir alle, die in diesem Zimmer saßen, Teil einer kleinen, albern Tradition.

Als ich kam, lagen ausnahmsweise keine neuen Akten auf dem Schreibtisch. Ich setzte mich und versuchte, die Kontrolle wiederzugewinnen: Ich war in meiner Bude unverletzt und allein aufgewacht. War aufgestanden und zur Arbeit gefahren. Nur der Kopf schmerzte. Ich hatte versucht, die Aufregung mit schlechtem Wein runterzuspülen.

Die Ruhe im Haus hätte mich stutzig machen sollen. Aber ich war ja noch ein Neuling im Justizgetriebe. Egal. Ich hielt meinen Kopf in den Händen, sah aus dem Fenster und dachte nach.

Okay. Die Staatsanwaltschaft war im Prinzip besser als der trockene Kram beim Kammergericht oder im Amtsgericht Trallala. Hier ging es um echtes Blut. Aber das System war das gleiche. Die Staatsanwälte sind so etwas wie die Verlierer unter den Juristen. Wer keine andere Idee hat, wird Staatsanwalt – und nimmt sich dann umso wichtiger. Das Wort kam mir schon schwer über die Lippen: Staats-an-walt-schafft. Das schafft einen. Wirklich. Vor allem im Sommer. Sechs Wochen hatte ich hinter mir, zehn noch vor der Brust.

Das Knallen der Bürotür holte mich aus meinen Träumen.

»Da is Musike drin«, sagte Oberstaatsanwalt Weber, mein Ausbilder.

Mindestens dreimal am Tag sagte er das. Dabei zog er jedes Mal die Augenbrauen hoch, als wenn er eine Weisheit des Laotse verstanden hätte. Weber war Mitte fünfzig, ein bisschen dick, ein bisschen klein und ein bisschen schwammig im Gesicht, wie ich fand. Die Justiz hatte sich im Lauf der Jahre seiner Persönlichkeit bemächtigt. Weber und die Staatsanwaltschaft waren eins geworden. Dabei hatte er sein Äußeres vernachlässigt. Er trug einen Bauch vor sich her, ohne allerdings richtig fett zu sein. Sein Körper hatte eine Birnenform angenommen. Sein Hals drohte hinter einem Doppelkinn zu verschwinden, sollte er sich weiter so gehen lassen. Weber trug graue Stoffhosen, karierte Hemden – jetzt im Sommer kurzärmlig –, die er unordentlich in die Hose stopfte, und eine etwas dickrandige Brille. Nur freitags ließ er sich manchmal in einer Jeans blicken, um das Wochenende einzuläuten. In den Schilderungen der Kollegen schwang trotz seiner plumpen Art ein ziemlich großes Stück Anerkennung mit, die ich mir nach den ersten Wochen in der Lehre meines Ausbilders noch nicht abringen konnte. Er war so etwas wie der Platzhirsch hier.

»Da is Musike drin«, sagte er also und zog seine Augenbrauen hoch.

»Jetzt kannst mal sehen, wie wir hier so richtig arbeiten.«  
Und:

»Jetzt is Schluss mit dem Pipikram. Den Strunz übernehmen wir.«

Weber blieb kurz in der Tür stehen und grinste mich an. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen.

Er löste sich vom Rahmen, schlängelte sich durch mein schmales Büro und setzte sich auf den Tisch. Dann blickte er aus dem Fenster und betrachtete zufrieden die zwei oder drei Schäfchenwolken am ansonsten hellblauen Himmel. Schließlich nickte er mir väterlich zu und ging. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass er mich in diesem Moment auserkoren hatte, an seiner Gedankenwelt teilhaben zu dürfen. Vermutlich hatte er schon

länger nach einem Opfer Ausschau gehalten, dem er seine gesammelten Weisheiten ungefragt eintrichtern konnte.

Eine beklemmende Vorstellung.

\*\*\*

Das Ergebnis des Obduktionsberichtes lag schnell auf Webers Schreibtisch. Strunz war wohl an den Folgen seines Aufpralls gestorben. Die Liste der Mediziner wies vielfältige Knochenbrüche und Risse der Organe auf. Jedenfalls hatte Strunz keine Schmerzen gehabt, nachdem er unten angekommen war. Ob ihn oben noch jemand gewürgt, geschlagen oder gestoßen hatte, ließ sich nicht mit letzter Sicherheit sagen. Die Rechtsmediziner zweifelten daran, wollten aber auch nichts ausschließen. Erschossen wurde er jedenfalls nicht.

Auch an der Kleidung fanden sie keinerlei Spuren von Gewaltanwendung. Strunz hatte einen schwarzen Anzug unter seinem Talar getragen. Niemand hatte eine Antwort darauf, was Strunz zu diesem Zeitpunkt oben auf der Empore wollte und warum er einen Talar trug, den Staatsanwälte normalerweise ablegen, sobald sie den Gerichtssaal verlassen.

Auffällig war allein ein dreimal zusammengefalteter Zettel, der sich in der Innentasche seines Jacketts fand.

Weber fingerte den Zettel aus der Klarsichthülle und hielt ihn hoch. Dann holte er ihn wieder runter und faltete ihn mit routinemäßigem Gleichmut auf. Er hob die Augenbrauen für einen kurzen Moment und senkte sie sogleich wieder. Dabei stieß er ein leises »Pfhhhh« aus.

*Pieper?*

*Legende?*

*Auto?*

Die Notiz war mit hartem Bleistift in feinen Linien geschrieben.

»So etwas wie eine Gleichung«, murmelte Weber und hielt mir den Zettel vor die Nase.

Ich wich zurück.

»Pieper, Legende, Auto«, wiederholte Weber. »Was das wohl bedeuten mag? Hat es überhaupt eine Bedeutung?«

»Ein Ansatz«, sagte ich.

Weber schob den Zettel wieder in die Folie zurück. »Komm mit.«

Die Uhr zeigte auf zwölf. Mittags trommelte er seine Abteilung zusammen, um die Arbeit zu besprechen. Es herrschte eine unterdrückte Aufgeregtheit, als Weber, mich im Schlepptau, den Raum betrat. Zwei Kollegen standen am Fenster, eine Kollegin saß auf dem Stuhl hinterm Schreibtisch, der vierte stand an der Wand.

»Es geht los, meine Herren«, sagte Weber zur Begrüßung und nach einer kurzen, aber gewollten Pause: »Und meine Dame natürlich auch.«

Niemand lachte über diese Männerallüre, die sich im Lauf der letzten Dienstjahre Webers offenbar abgenutzt hatte.

Alle hatten längst gehört, dass unsere Abteilung den Fall Strunz übernahm. Aber es fehlte noch die offizielle Bestätigung des Chefs, die Weber in zwei weiteren knappen Sätzen sogleich lieferte. Erst danach setzte er sich an den Tisch, die Kollegen rückten näher, und es ging an die Einzelheiten.

»Strunz ist wichtig.« Weber sah in die Gesichter seines Staatsanwälte-Teams. »Deswegen gilt es, keine Zeit zu verlieren.«

Er verteilte Arbeitsaufträge. Das Team war eingespielt, niemand hatte trotz der knappen Anweisungen Fragen. Mir blieben die unterschwelligigen Signale verborgen, die er an seine Untergebenen aussandte. Offenbar hatte sich ein Code der Eingeweihten herausgebildet, der für Außenstehende schwer zu entschlüsseln war. Weber kam mir in diesem Moment wie Käpt'n Ahab vor. Alles war darauf ausgerichtet, den großen Moby Dick zu fangen. Nach kaum zehn Minuten war das Treffen auch schon beendet. Du das. Du das. Und du das. Zack, zack! Fertig. Die konzentrierte Arbeitsatmosphäre beruhigte und beunruhigte mich zugleich.

Ich hätte mich jetzt gern weiter mit dem merkwürdigen Zettel aus Strunz' Hose befasst, aber der Alte hatte anderes mit mir vor.

Weber lud mich in seinen Dienstwagen. Er hatte seine gute alte Justizmaschine angeschmissen, und sie begann zu rattern, ein wenig stotternd zwar, aber zuverlässig. Das musste ich Weber lassen, ihn hatte das Jagdfieber gepackt, und er legte, ohne zu zögern, los. Er hatte seine Leute zusammengerufen und ausschwärmen lassen, jeden – »und wenn ich sage jeden, dann meine ich jeden« – Menschen ausfindig zu machen, der sich zur Tatzeit im Justizpalast befunden hatte. Natürlich war das unmöglich. Vor allem aber war es hoffnungslos.

Aber es war ein Anfang.

»Das beschäftigt sie eine Weile«, sagte er. »Wir fahren zu Pieper.«

Weber legte mir die Akte wortlos auf den Schoß, nachdem ich mich angeschnallt hatte. Martin Pieper gehörte nicht zu denjenigen, die da gewesen waren, als Strunz von der Galerie fiel. Er war das Opfer in Strunz' letztem Fall. Und sein Name stand als Erstes auf dem Zettel. Es ging schneller voran, als ich dachte.

»Das musst du dir merken, mein Junge«, sagte Weber. »So einen Fall musst du immer von vorne und von hinten angehen.«

Ich blätterte in dem Papierhaufen.

»Vorne, das ist der Moment, in dem der Fall losgeht. Also der Tod unseres geschätzten Kollegen Strunz. Er hat an diesem Fall schon ein paar Wochen gearbeitet, wurde aber nicht besonders schlau daraus. Es war sein letzter. Deswegen setzen wir da an.«

»Und hinten?«

»Ja, genau. Das ist etwas anderes. Da musst du suchen, wo ein Bruch stattgefunden hat. Etwas Einschneidendes. Das ist bei Strunz ganz einfach. Die älteren Kollegen kennen die Geschichte. Aber das erzähl ich dir später. Jetzt ist das hier erst einmal wichtig. In acht von zehn Fällen lässt sich so ein Fall lösen, wenn man direkt an die Tat rangeht. Das hier ist sein letzter Fall, und der stinkt ein bisschen. Würde mich nicht wundern, wenn da was faul wäre. Aber lies selbst.«

Er tippte mit den Fingern auf den Deckel und nickte mir



aufmunternd zu. Danach ließ er mich die Akte lesen und lenkte den Wagen besonnen durch den Verkehr.

In Webers Augen mochte ich zwar ein ahnungsloser Anfänger sein, dennoch erkannte ich schon beim ersten Überfliegen, dass das ein merkwürdiger Fall war, an dem Strunz da gearbeitet hatte.

Die Angelegenheit hatte sich mitten am Tag auf dem Potsdamer Platz zugetragen. Eine Zeugin hatte gesehen, wie zwei Männer aufeinandertrafen, kurz miteinander sprachen, bevor einer von beiden ein Messer zog und sein Gegenüber damit am Hals traf. Die Frau sprang sofort bei, der Täter flüchtete. Pieper blutete fürchterlich, aber er überlebte. Das Messer hatte seine Halsschlagader knapp verfehlt.

Das Merkwürdige begann danach: Pieper schwieg. Außer seinen persönlichen Angaben machte er keine Aussage. Er bat nicht um rechtlichen Beistand oder Hilfe von anderer Seite. Auch bei der zweiten und dritten Vernehmung sagte er kein Wort zu den Umständen seines kurzen Zusammentreffens mit dem Unbekannten, das ihn fast das Leben gekostet hätte. Ein Opfer, das den Täter deckte.

Das kleine Dossier enthielt auch biografische Angaben zu Pieper. Seltsamer Typ. Abgebrochenes Studium. In der Wirtschaft als Dienstleister unterwegs. Berater. Mit Beraterverträgen. Inhaber einer Agentur. PR, Beratung, Anbahnung. Der übliche Bauchladen für freiberufliche Kräuter im Fahrwasser der Wirtschaftstanker.

»Das Bürschchen nehmen wir jetzt mal ein wenig in den Schwitzkasten«, sagte Weber, als ich den Stapel wieder auf meine Oberschenkel fallen ließ.

Wir rollten im Strom des Vormittagsverkehrs nach Süden, bis wir irgendwann am Hermannplatz ankamen. Weber fuhr zielstrebig, ohne zu übertreiben. Als wir in die Friedelstraße einbogen, verlangsamte er die Fahrt und sah sich um. Wir waren angekommen. Ein paar Häuser strahlten schon im neuen, frisch sanierten Einheitslook. Weiter hinten war es noch nicht so weit. Die Spekulanten arbeiteten sich langsam voran. Die Brandmauern ragten noch in braunem Backstein

der Sonne entgegen, der Putz blätterte von den Fassaden der Häuser.

Weber parkte seinen Wagen selbstbewusst direkt vor einer Einfahrt. Eine Wanne der Polizei stand bereits ein paar Meter weiter vorn und wartete auf uns. Es blieb aber Chefermittler Weber vorbehalten, nachdem wir ausgestiegen waren und die Gegenseite begrüßt hatten, mit dem Zeigefinger auf Piepers Klingel zu drücken.

Pieper wohnte im ersten Stockwerk. Weber klingelte. Wir anderen standen daneben und starrten auf den Klingelknopf.

Pieper öffnete nicht.

Weber nickte und überließ den Kollegen den Vortritt. »Gefahr im Verzug« war für Weber ein sehr dehnbarer Begriff.

Zwei Minuten und zwei aufgebrochene Türen später standen wir in Piepers Wohnung. Die Beamten durchsuchten die drei Zimmer in stiller Routine. Ich wartete im Flur. Eine kleine Wohnung für so einen Wirtschaftsheini. Ich dachte immer, diese Leute hätten einen Hang zum Geldverdienen. Pieper offenbar nicht. Zwei Zimmer, Küche, Bad und eine Abstellkammer. Ordnung gehörte nicht zu seinen Stärken. Im Wohnzimmer lagen mehrere Stapel Zeitschriften und Computerausdrucke auf dem Boden. In den Regalen drängten sich die Bücher aneinander. Auch die Freiräume darüber waren vollgestopft. Pieper legte keinen Wert auf Statussymbole. Ich erkannte keine Einrichtungsgegenstände von Wert darin. Jedenfalls entdeckte ich nichts, was ich mir unbedingt in die eigene Wohnung hätte stellen wollen.

Pieper hatte im Flur ein paar Fotos von sich in den Rahmen des Spiegels gesteckt. Sie zeigten ihn mit seiner Fußballmannschaft, auf dem Empire State Building in New York, in einem Büro vor dem Computer und auf irgendeiner Wiese in die Kamera lachend.

»Schön, nicht?«, sagte Weber, der sich hinter mich gestellt hatte. Er nahm das Bürobild aus dem Rahmen und betrachtete es.

»Junge, nimm es schon mal mit und warte unten auf mich. Du bekommst einen Sonderauftrag.«